
Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt.
Wöchentliche Beilage zur
Thorner Ostdeutschen Zeitung.
№ 51. 1892.

Einmal glücklich.

Novelle von **E. Merk.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Mehrere Wochen gingen dahin. Es wehte kalt und herbstlich von den Bergen. Der Baron saß im gewärmten Wohngemach, und Mathilde sang, um ihn zu zerstreuen, alte Volksweisen, die er liebte. Aber die melancholische Stimme, welche dem Kranken Frieden in die Seele zu gießen schien, weckte in Julie solch' unruhiges Sehnen, daß sie fortlief in die freie Luft. Die Knaben waren auf der Villa „Waldluft" zum Besuch; sie schickte eines der Mädchen fort, das sie zurückbringen sollte, und ging, auf die Kinder wartend, am Seeufer auf und ab, an das, vom Westwind gejagt, die Wellen schlugen. Vielleicht hoffte sie, ohne sich's einzugestehen, auch Erwin zu begegnen. Sie hatte ihn lange nicht gesprochen, und es ging ihr mit seiner Nähe wie mit der des Bergsee's, vor dem sie stets ein dunkles Grauen empfand, und an den es sie doch immer hinlockte mit unwiderstehlicher Gewalt.

Zu ihrer Ueberraschung kam das abgesandte Mädchen allein zurück.

Die Knaben seien im Segelboot draußen auf dem See, berichtete sie.

„Um Gottes willen!" rief Julie bestürzt. „Doch nicht allein? Herr Rueda ist bei ihnen, nicht wahr?"

Herr Rueda sei im Wagen fortgefahren, lautete die Antwort, und in seiner Abwesenheit habe sein zu Gaste auf der Villa weilender junger Vetter Lust zum Segeln verspürt. Der Diener habe abgerathen, da der fremde Herr den See noch nicht kenne; aber auf ihn sei nicht geachtet worden.

Julie hörte kaum mehr, was das Mädchen sprach: sie war die kleine Anhöhe hinaufgeeilt, von welcher man den See überblicken konnte, und hier sah sie wirklich in geraumer Entfernung die „Sturmschwalbe", Rueda's helles Segelboot mit dem rothen Wimpel, über die Wellen streichen.

Da draußen auf dem erregten Wasser war ihr Kind, das Einzige, was sie in der Welt ihr eigen nennen konnte, dem Leichtsinn eines Fremden preisgegeben. Das Rauschen des Windes, das Rollen der Wellen, dem sie eben noch mit Freude gelauscht hatte, klang ihr nun schauerlich, feindlich, verderbendrohend. Sie löste das Tuch, das sie um die Schultern geschlungen hatte, und ließ es, heftig winkend, als Fahne flattern; aber die Knaben schienen das Signal, mit welchem sie dieselben zurückrufen wollte, nicht zu sehen, oder der waghalsige junge Steuermann mochte auf das Mahnzeichen nicht achten, das Boot entfernte sich immer weiter, ward immer kühner dem Wind preisgegeben.

Julie eilte die Anhöhe wieder herab an das weit vorspringende Ufer, wo ihre dunkle Gestalt sich am sichtbarsten abheben mußte, sie streckte angstvoll die Arme aus, sie winkte, sie versuchte zu schreien, wie auch ihre Stimme in dem Sausen und Branden verhallte.

Immer heftiger schien die Wucht des Windes anzuwachsen; das war kein harmloser Westwind mehr, das war Sturm. Mit weißen Kronen kamen die Wellen heran und schlugen so heftig an den Uferwall, daß der Gischt in



Denkmal des Prinzen Friedrich Karl von Preußen in Frankfurt a. d. Oder. (S. 403)

die Luft versprühte in schäumenden, breiten Tropfen.

Julie ließ die „Sturmschwalbe“ nicht aus den Augen, die mehrere Male lavirte; dann lief sie athemlos nach der Bucht, wo die Kähne standen, und rief verzweifelt nach einem Schiffer, der dem Segelboote nachfahren, die Waghalsigen warnen oder noch besser zurückbringen sollte. Aber die Fährleute waren fort, ein Schiffer, den sie anschrie, erwiederte, er habe nicht Zeit, sie müsse warten, bis ein Anderer komme.

Julie aber wollte, konnte nicht warten; sie mochte sich auch nicht vom Seeufer entfernen, als könnten wenigstens ihre Blicke über dem Fahrzeug wachen, so lange es in Gesichtsweite blieb. Endlich sprang sie verzweifelt selbst in einen Kahn. Sie hatte die Ruderbewegung oft geübt, die Angst um ihr Kind lieh ihr verdoppelte Kraft, und sie arbeitete muthig dem Wind entgegen auf die „Sturmschwalbe“ zu. Aber diese Verfolgung war eine sehr schwierige, denn sie vermochte die Wendungen des Fahrzeuges nicht zu berechnen, da sie des Segelns nicht kundig war; ihr schien das Boot wie ein tollgeängstigter Vogel ziellos über die Wellen zu flattern; bald war es so nahe, daß sie es in wenigen Minuten erreichen zu können meinte, dann nahm es plötzlich eine andere Richtung und gewann in dieser in kurzer Frist einen erschreckenden Vorsprung. Ihr aber hämmerten die Schläfen vor Angst, vor Verzweiflung über ihre nutzlose Anstrengung. Sie verlor mit einem Male alle klare Besinnung. Ihre Hände arbeiteten immer noch vorwärts, aber die Ruder schienen keine Gewalt mehr zu haben über die Wellen, die den Kahn umher rissen und all' ihrer Mühe spotteten.

Und dann war es ihr, als stiege die Gestalt ihres todten Gatten aus dem See empor, der ihn verschlungen hatte. Wie eine Offenbarung kam es jetzt hier an der Stelle, wo er vielleicht einst zum letzten Male im Leben ihrer gedacht, im Sterben noch ihren Namen geflüstert hatte, über die junge Wittwe, mit welch' namenloser Sehnsucht nach ihr ihr Gatte hier dahingegangen war. Das große, selige Glück, das sie ihr eigen genannt, stand ihr wieder lebendig vor der S ele, und es erfüllte sie mit Schmach und Entjegen, daß sie dieser Erinnerung treulos geworden war. Die Wünsche und Gefühle, die ihr in den letzten Wochen das Herz bewegt hatten, schienen ihr nun ein Frevel, ihre Gedanken wurden ihr zum Verbrechen.

Je mühevoller und nutzloser sie gegen die bewegte Fluth ankämpfte, desto heftiger wuchs ihre innere Erregung. Nicht mehr sehnsüchtig und liebevoll stand das Bild ihres Gatten vor ihr, nein, drohend und finster. Er streckte die Arme aus nach seinem Knaben. Er wollte ihr das Kind entreißen. Sie hatte seiner vergessen; sie hatte den Haß begraben für den Mann, der ihres Gatten Tod verschuldet, hatte diesem Verderber ihr Kind anvertraut. Nun mußte es zu Grunde gehen um ihretwillen, um der Treulosigkeit seiner Mutter willen.

Tanzte das Fahrzeug nicht, wie von bösen Geistern beflügelt, nach der Unglücksstätte hin, immer weiter fort von ihrem warnenden, mahnenden Ruf, immer unerreichbarer?

Sie gab alle Hoffnung auf; sie verlor die Gewalt über ihren Kahn und trieb dahin, wie die Wellen sie jagten, und starrte mit verzweifelten Augen auf das dunkelgrüne, sie umbrausende Wasser und auf das weiße Segel der „Sturmschwalbe“. Plötzlich sah sie einen kleinen, rasch fortgleitenden Kahn, der dem Segelboote zuzusteuern schien. Sie preßte die Hände wie in heißem Gebet ineinander, ihre Augen folgten dem tanzenden Schiffchen, als müßten sie es beflügeln. Mit einem Male aber stieß sie einen lauten, gellenden Schreckensschrei aus. Das Segelboot hatte sich jählings zur Seite geneigt, sie hatte deutlich eine kleine Gestalt kopfüber in die Wellen stürzen sehen! Es war ihr Kind — der Instinkt der Mutterliebe sagte es ihr — und es war verloren. Rettung kam zu spät. Der Vater hatte sein Kind geholt. Und nun wollte auch sie zu Grunde gehen. Das Wasser sollte sie verschlingen, wie Alles, was ihr lieb und theuer gewesen.

Das war ihr letzter Gedanke. Dann sah und dachte sie nichts mehr. Die Ruder waren ihren Händen entglitten, bewußtlos sank sie nieder auf den Boden des Kahns, der steuerlos weiter schaukelte, im Kreise von den Wellen getrieben, die am Rand zerschellend einen Sprühregen auf die regungslose Gestalt warfen.

Julie hatte sich nicht getäuscht. Ein zweites Ruderboot war der „Sturmschwalbe“ nachgeeilt. Erwin, der auf einer Wagenfahrt um den See begriffen gewesen, hatte plötzlich sein Segelschiff draußen schwimmen sehen. Sofort war er umgekehrt, hatte die Pferde zu rasender Eile angetrieben, in der nächsten Minute saß er in seinem Kahn und durchschnitt, scharf rudernd, die Wellen. Er wußte, daß sein Vetter wohl öfters am Meer die Kunst des Segelns geübt hatte, aber er schenkte dem achtzehnjährigen Menschen, der die Gefahren eines Gebirgssee's und der hier rasch wechselnden Windstöße nicht kannte, wenig Vertrauen, und zürnte über dessen Leichtsinn, bei heftigem Wind die Knaben mitzunehmen. Je näher er an die „Sturmschwalbe“ herankam, desto mehr überzeugte er sich, daß er sich nicht umsonst beunruhigt hatte. Der Wind kam immer heftiger, stoßweise, schwankend, und der Vetter schien entschieden den Kopf verloren zu haben und führte manche Bewegung aus, die Erwin einen Ausruf des Zorns und der Ungeduld entlockte.

Und nun hatte er das Fahrzeug fast erreicht, seine zürnende, befehlende Stimme konnte trotz des Sturmes hinüberdringen. Er sah als erfahrener Segler, der für den Wind gewissermaßen vorausahnende Sinne gewinnt, daß über den nächsten Bergrücken her eine Wolke kam, die einen heftigen Stoß bringen mußte.

„Vorsicht! Dreh das Schiff in den Wind, Eugen!“ schrie er warnend hinüber.

War der Zuruf falsch verstanden, oder der junge Fährmann durch das Mahnwort gänzlich verwirrt worden, er gab dem Steuer gerade die entgegengesetzte Wendung. In demselben Augenblicke aber sauste schon die Sturmwolke heran, der Wind fiel von seitwärts in das Segel und warf dasselbe herum mit solcher Gewalt, daß der schwere Gaffelbaum den am Schiffsrande sitzenden kleinen Albert heftig an die Schulter traf, und er über Bord fiel.

Erwin sah's, warf sofort den Rock ab und sprang dem Kinde nach. Der Knabe war, durch den Schlag halb betäubt, sogleich hinabgesunken, hatte sich dann in hilflosem Ringen wieder emporgearbeitet und klammerte sich nun so krampfhaft an Erwin, der ihn in diesem Augenblick zu erfassen vermochte, daß er ihn völlig an freier Bewegung hinderte. Rueda aber war ein gewandter Schwimmer und verlor die Geistesgegenwart nicht. Es gelang ihm, die ihm den Athem raubenden Hände des Kindes von seinem Hals zu lösen, und den Knaben mit dem linken Arm festhaltend, ruderte er mit dem rechten kräftig vorwärts, dem Boote zu. Sein eigener leichter Kahn war durch seinen Sprung fortgestoßen worden, und die Wellen hatten ihn erfaßt und trugen ihn weit hinein in den See. Aber auch das Segelschiff war abgetrieben, und in dem ersten Schrecken über den Unfall wußte der junge Mensch, der neben dem laut weinenden kleinen Bruno in demselben saß, nicht, was er beginnen solle, um möglichst rasch seinem Vetter zu Hilfe zu kommen.

Direkt gegen den Wind konnte er auf Erwin nicht zufahren; er hätte rasch aufkreuzen müssen, um in dessen Nähe zu kommen, er fürchtete aber, damit zu viel Zeit zu verlieren, und machte nun verzweifelte Versuche, gegen den Wind anzukämpfen, der wie toll aus dem Bergwinkel herausblies.

Erwin aber sah mit Entsetzen das Segelboot immer weiter abtreiben; die Kleider lähmten seine Kraft, die Wellen erschwerten ihm das Vorwärtskommen. Seit Jahren war er nicht mehr an seinen einstigen Sturz vom Pferd und die erlittene Verletzung erinnert worden, nun machte sich plötzlich an seinem linken Arm, der den schweren Knaben halten mußte, ein heftiger Schmerz geltend. Es waren verzweifelte Augenblicke, aber er hatte nur den einen klaren Gedanken: daß er Juliens Kind retten oder mit demselben zu Grunde gehen wolle. —

Der Kahn, in welchem Julie auf dem Wasser herumtrieb, war von einem vorüberfahrenden Schiffer gesehen, für ein vom Wind losgerissenes leeres Boot gehalten und in's Schlepptau genommen worden. Erst nach geraumer Zeit bemerkte er die regungslose Gestalt, die in demselben lag, und schrie sie an. Da er aber keine Antwort erhielt, zog er stillschweigend die zwei Boote an's Ufer, hob, am Land angekommen, die ohnmächtige Frau heraus und setzte sie auf eine Bank, und lief dann, um Hilfe zu holen.

Erst nach einer Weile kam Julie zur Besinnung. Sie schlug die Augen auf, das Heulen des Windes rief ihr sofort Alles in s Gedächtniß zurück, was geschehen war. Sie blickte hinaus auf den See; das Segelboot war verschwunden, kein Fahrzeug weit und breit, nirgends eine Menschenseele an dem einsam gewordenen Ufer, über das schon die Dämmerung herabsank. Stumpfsinnig, keines klaren Gedankens mehr fähig, wankte sie die Dorfstraße zurück bis an die Villa. Aber hier wich die Betäubung vollends von ihr. Das Herz krampfte sich ihr zusammen in der zermalmenden Angst vor dem, was sie nun hören so.te. Es schien ungewohnliche Beweg.ing im Hause, die Thür stand offen, Menschen kamen heraus, in den sonst unbewohnten Zimmern schimmerte Licht.

Dorthin hatten sie ihn wohl gebracht, ihren todten kleinen Sohn. Ein Schauder packte sie; sie glaubte auf s Neue das Bewußtsein zu verlieren, und mit äußerster Anstrengung schleppte sie die Füße über die Schwelle. Im Flur stand der kleine Bruno mit verweinten Augen; er lief scheu von ihr fort, als er sie erblickte. Gleich darauf wurde die Thür geöffnet, nach welcher ihre Augen voll Todesangst hinblickten; sie sah die weißen Kissen eines Lagers, sah Mathilde sich über dasselbe herabbeugen und stürzte in das Gemach mit wirren Sinnen, mit einem dumpfen, erstickten Aufschrei.

Da klang ihr eine helle Stimme entgegen: „Mama, Mama, nicht wahr, Du zankst mich nicht!“

Und Julie stürzte nieder vor dem Bettchen und umklammerte das Kind und drückte ihre heißen Augen auf sein kühles Köpfchen. Nichts war in ihr lebendig, als das Jauchzen der Mutterliebe. Sie hielt ihren Knaben wieder in den Armen, die Welt hatte nichts mehr, dessen sie begehrte.

Sie sah und hörte kaum, was um sie her vorging. Auch als nach einer Weile Erwin in den Kleidern des Barons eintrat, und Mathilde mit begeisterten Augen erzählte, mit welchem Todesmuth ihr Freund den kleinen Albert gerettet habe, wie ihn schon die Kraft zu verlassen gedroht, als ihm sein Vetter mit

endlicher Geistesgegenwart ein Ruder zugeworfen, an dem er sich gehalten, bis Hilfe vom Ufer gekommen war, auch nun fand Julie kaum einige verwirrte Worte des Dankes. Ihre Augen hingen an ihrem Kind, und sie fühlte besorgt nach den Haaren, die noch feucht an seiner Stirn klebten, und küßte und drückte die erkalteten Händchen, um ihnen wieder Wärme einzuflößen.

Erst am anderen Morgen, als ihre zitternden Nerven sich wieder beruhigt hatten, ward sie sich klar bewußt, welchen Wendepunkt in ihrem Gefühlsleben die qualvolle Stunde auf dem sturmbewegten See bedeutete.

Erwin kam am Vormittage, um sich nach dem Befinden seines Schützlings zu erkundigen. Sie ging ihm mit ruhigem, freundlichem Gesichte entgegen.

„Er ist gesund und frisch, Dank Ihnen!" sagte sie, ihm ihre beiden Hände darreichend.

Er hielt die Hände fest und sah ihr mit einem liebenswürdigen Lächeln in die Augen. „Ist das endlich die langersehnte Versöhnung?" frug er.

„Die volle Versöhnung aus dem Grunde des Herzens," versicherte sie.

„Ich danke Ihnen für dieses beglückende Wort!" rief er, ihre Hand an die Lippen ziehend. Aber er vermochte sich nicht wirklich zu freuen. Er hätte das Gemisch von Trotz und Verwirrung, das sonst seine Nähe hervorrief, so gern auf ihren Zügen beobachtet. Heute aber vermieden ihre Augen die seinen nicht. Ruhig und klar schauten sie zu ihm auf. Diese gelassene Freundlichkeit und unbefangene Güte enttäuschten ihn.

Für Julie aber war's eine große Beruhigung, daß auch seine Nähe sie nicht in dem festen Vorsatze wankend machte, ihrer verworrenen Gefühle für diesen Mann Herr zu werden. In der Nacht hatte sie sich auch die Worte zurechtgelegt, die sie ihm sagen wollte; nun, da sie sprechen sollte, dünkte es ihr schwerer, den Anfang zu finden, als sie gedacht hatte. So schritten sie eine Weile im Garten auf und ab, auf dessen Kieswegen schon viele gelbe dürre Blätter lagen, und plauderten von dem gestrigen Unfall, von dem leichtsinnigen Vetter, der denselben herbeigeführt, von dem Schrecken, den auch er ausgestanden haben mochte, als ihn der Wind immer weiter von dem Schwimmenden abtrieb.

„Sie haben feurige Kohlen auf mein Haupt gesammelt, Herr Rueda," sagte Julie lebhaft. „Seit Jahren erfuhren Sie von mir nur Bitterkeit und Kränkung, und nun haben Sie so viel für mich gethan!"

„Ich habe mich allerdings nie um eines Menschen Gunst gemüht, wie um die Ihre, Frau Julie," gab er leise zurück und sah ihr mit dem Aufblitzen seiner Augen, das so vielen Frauen schon gefährlich geworden, in das Gesicht. Sie aber schwieg, nachdenklich über die Beete wegblickend, auf welchen nur noch verspätete Astern und ein paar große Sonnenblumen blühten, und mit leiser Bitterkeit fuhr er fort: „Meine gestrige That aber wird viel zu hoch gepriesen. Es war selbstverständlich, daß ich dem Knaben nachsprang; es war Glück, daß ich ihn retten konnte. Es bedeutet wenig, wenn ich mein Leben auf das Spiel setze. Sie wissen, wie werthlos es ist. Es würde kein Auge weinen um mich."

„Wer weiß," sagte sie rasch, fast feierlich, so daß er fragend, staunend die Augen auf sie richtete.

Sollte er doch von diesen trotzigen Lippen ein Liebesbekenntniß vernehmen? Er sah sie verwirrt und mißdeutete ihre plötzliche Befangenheit. Sie aber zögerte zu sprechen, weil ihr jenes letzte Alleinsein mit ihm im Walde lebhaft vor der Seele stand, und weil sie fühlte, daß sie für ihre Erregung, für ihr Schweigen in jener Stunde eine Erklärung finden müsse.

„Wer weiß!" wiederholte sie dann. „Vielleicht gibt es doch ein Herz, über welches das Chaos hereingebrochen wäre mit Ihrem Tode."

Sie sah, wie ihre Worte ihn erregten, wie seine Blicke an ihren Lippen hingen.

„Ich hätte Ihnen das früher schon sagen können, schon damals an jenem Sommertage, als Sie mir von Ihrer Sehnsucht nach Herzensliebe erzählt haben. Aber damals" — ihre Stimme schwankte leise und ihre Finger zerpflückten ein gelbes Blatt, das sie von einem Strauche gerissen — „damals war der alte Groll gegen Sie noch nicht in mir verstummt. Ich sagte mir, durch diesen Mann ging Dein Glück in Trümmer, sollst Du ihm das seine aufbauen helfen? Darum verschwieg ich den schönen Trost, den ich Ihnen zu geben vermocht hätte."

Die Heuchelei war etwas stockend von ihren Lippen gekommen; nun, da sie über ihre eigenen einstigen Gefühle den Schleier gebreitet hatte, konnte sie offener aufblicken und freier weiter reden. „Heute hat sich mein Groll in Dankbarkeit verwandelt; ich habe Sie als guten, edlen Menschen erkennen gelernt; Ihnen darf ich ein ernstes Geheimniß verrathen. Sie haben kein Recht, Herr Rueda, die Welt liebeleer zu heißen. Es gibt ein Mädchenherz, klar wie Krystall, rein wie Gold, und in diesem Herzen wohnen Sie wie in einem Tempel und es gehört Ihnen in schmerzlicher Treue, aber wie ein Blinder sind Sie seit Jahren an diesem köstlichen Schatze vorübergegangen."

Erwin fühlte bei diesen Worten nur, daß seiner Eitelkeit eine bittere Kränkung angethan wurde. Er war so fest überzeugt gewesen, daß die schöne junge Wittwe mit den heißen, braunen Augen trotz ihres langen Trotzes mit einiger Wärme für ihn empfinde, und sie verwies ihn nun mit gleichgiltigem Lächeln an eine Andere.

(Schluß folgt.)

Das Denkmal des Prinzen Friedrich Karl von Preußen in Frankfurt a. d. Oder.

(Mit Bild auf Seite 401.)

Auf dem Wilhelmsplatze in Frankfurt a. d. Oder erhebt sich das am 18. August 1888, am Gedenktage der Schlacht von Vionville enthüllte Denkmal des Generalfeldmarschalls Prinzen Friedrich Karl von Preußen, das unser Bild auf S. 401 darstellt. Die Statue des Prinzen steht auf einem 3 Meter hohen Sockel von polirtem Marmor, der von einem viereckigen Unterbau getragen wird, zu dem zwei Stufen emporführen. Die Bronzefigur des Prinzen, ein Werk des Bildhauers Max Unger in Berlin, zeigt den berühmten Feldherrn in der Paradeuniform des Zieten'schen Husarenregiments. Der rechte Fuß ist leicht nach vorn gesetzt, die rechte Hand hält den Marschallsstab, die Linke stützt sich auf den Husarensäbel, und jede Linie scheint die innere Spannung und Thatkraft widerzuspiegeln, die dem Verstorbenen innewohnte. Unten auf dem Sockel steht die Inschrift: „Dem Generalfeldmarschall Prinz Friedrich Karl von Preußen das III. Armeekorps"; außerdem liest man an den Seiten die Namen der von dem Prinzen erfochtenen Siege: „1864 Düppel—Alsen; 1866 Gitschin—Königgrätz; 1870/71 Vionville—Gravelotte—Metz—Orleans—Le Mans."

Eine mildthätige Hand.

(Mit Bild auf Seite 404.)

Bei strenger Winterkälte und tiefem Schnee herrscht bittere Noth unter unserer Vogelwelt, und wenn sich nicht barmherzige Menschen finden, die ihnen Futter ausstreuen, dann müssen gar viele der gefiederten Gäste elend umkommen. Das Bild auf S. 404 zeigt uns eine solche „mildthätige Hand", eine schöne junge Dame, die draußen im Park den Meisen, Distelfinken, Stieglitzen u. s. w. Nahrung spendet. Auch ein Küchenbrett vor dem Fenster oder ein trockener Platz im Hofe oder auf der Straße bietet Gelegenheit, eine solche gute That auszuüben, und somit rufen wir allen unsern Lesern und Leserinnen zu: vergeßt während der kalten Jahreszeit, namentlich so lange draußen tiefer Schnee liegt, der armen Vögelein nicht!

Die Benediktenwand in Oberbayern.

(Mit Bild auf Seite 405.)

Eine der nördlichsten Hervorragungen der deutschen Alpen, schon aus weiter Ferne bemerkbar, ist die Benediktenwand, östlich vom Kochelsee, in dem Gebiete zwischen Loisach und der oberen Isar. Ihr Gipfel, mit einem 10 Meter hohen hölzernen Kreuz bezeichnet, erhebt sich 1804 Meter über dem Meeresspiegel und bietet eine prachtvolle Aussicht: nach Norden in die bayrische Ebene und auf sechs Seen, nach Südosten und Osten bis zum Großglockner und Venediger, nach Süden hin vom Spiegel des Walchensee's bis hinein zu den Centralalpen. Das imposanteste Bild der Aussicht gen Süden aber gewährt die wilde, zackige Gruppe des Karwendel und d e Gebirgswelt, welche die sogenannte Hinterriß umgibt. Das Bild auf S. 405 versetzt uns mitten hinein. Das Saumpferd, welches wir dort sicheren Schrittes den Pfad thalabwärts verfolgen sehen, ist nicht nur mit zwei großen Holzkübeln beladen, sondern trägt auch noch eine soeben erst geschossene Gemse — dies Gebiet der bayrischen Berge gehört ja zu den besten Jagdrevieren dieses edlen Wildes.

Ein Weihnachtsabend im Busch.

Australische Erzählung von **Felix Lilla**.

1. Nachdruck verboten.

In der baum-, busch- und grasreichen Ebene am Boganflusse, der dem Lachlan zufluthet, südlich vom Billabonggebirge und etwa hundert englische Meilen westlich von Bathurst in Australien, befindet sich eine ansehnliche deutsche Schäfereistation, die einzige auf viele Meilen in der Runde. Mehrere Hütten für diejenigen Schäfer, denen die Obhut über die werthvollen Heerden anvertraut ist, sind in der Gegend zerstreut.

Eine dieser Hütten stand nicht weit vom Flusse auf einer kleinen Anhöhe und darin hauste einsam ein alter deutscher Schäfer.

Es war einer der heißesten Tage im Dezember 1865, um die Mitte des südlichen Sommers. Der Hüttenbewohner wollte gerade ein Nachmittagsschläfchen machen, indeß sein schwarzer zottiger Hund die Heerde bewachte. Da trat aus dem nahen Busch hervor ein bärtiger, braungesichtiger Mann, eine kräftige schmucke Gestalt von etwa dreißig Jahren, in der gewöhnlichen Kleidung der wandernden Arbeiter und Goldgräber. Er nahm seinen Schlapphut ab, wischte sich den Schweiß von der Stirn und trat ohne Umstände in die Hütte.

„Ein verwünscht heißer Tag," sagte er in englischer Sprache. „Die Zunge klebt mir am Gaumen. Gebt mir einen guten Trunk, Schäfer! Wie heißt Ihr?"

„Hans Petersen."

„Dann seid Ihr wohl ein Deutscher?"

„Ja, Fremder."

„Ich bin auch ein Deutscher und heiße Karl — nun, meinen Zunamen habe ich seit langer Zeit vergessen oder vielmehr aus meinem Gedächtniß vertilgt. Was liegt auch daran? Es hätte Alles ganz anders sein können, aber es ist nun einmal so geworden. — Nun, da können wir uns doch in unserer Muttersprache unterhalten."

„Das ist mir lieb, Landsmann. Ihr wünschet einen guten Trunk? — Geduld! Der Thee ist noch nicht fertig."

„Bin gerade kein Theetrinker, Schäfer."

„Nun, so bedient Euch nach Belieben!

Dort steht der Wasserkrug und dort eine Flasche Rum."

„Herrlich! Das ist's, was ich brauche."

Der Fremde trank einen Schluck Rum und hinterher mehrere Becher Quellwasser.

„So! Das erquickt! Man fühlt sich wie neugeboren."

„Freut mich! Wollt Ihr auch essen? Hier sind frische Damper*) und kalte Hammelsrippen."

„Danke! Ihr seid gar zu freundlich."

„Nachher gibt es noch 'was Besseres."

„Wieso denn?"

„Ei, wißt Ihr denn nicht, daß heute Weihnachtsabend ist?"

„Meiner Treu, ich hatte davon keine Ahnung. Seit langer Zeit habe ich in keinen Kalender geguckt."

„Seht," sagte der alte Schäfer sinnend, „ist das nicht sonderbar? Nun sind in Deutschland daheim die Tage so kurz, die Nächte so lang und so kalt, und Schnee und Eis überall. Und hier ist's so heiß, so trocken, so staubig, die Nächte sind kurz und die Tage erstaunlich lang. Es ist kurios, gerade umgekehrt! Na, man gewöhnt sich allmälig daran, wenn man so dreißig Jahre im Lande ist, wie ich; aber so ein rechter Weihnachtsabend, wie daheim, ist's doch nicht. Wenn es dunkel wird und ich auf meiner Wolldecke liege, meine Pfeife rauche und zum Sternenhimmel aufschaue, so denke ich wehmüthig an den mit Lichtern besetzten Tannenbaum am Weihnachtsabend in meiner Jugendzeit, und dann kommen mir wahrhaftig beinahe Thränen in die Augen."

„Will's wohl glauben," meinte der Gast. „Das ist das deutsche Gemüth. Darum ist's am besten, man denkt nicht an die alte Heimath."

Er zog eine kleine Pfeife aus der Tasche hervor, stopfte dieselbe und rauchte behaglich.

„Die Herrschaft hat mir Kuchen und sonstige gute Sachen geschickt," fuhr der Schäfer fort. „Bleibt darum hier bei mir, seid mein Kamerad bis morgen! Laßt uns den Weihnachtsabend zusammen feiern! Ihr seid ein anständiger Mensch und gefallt mir."

„So, so? Sehe ich wirklich noch so anständig aus? Das wundert mich. Bin ich doch vor vielen Jahren als eine Art verlorener Sohn nach Australien deportirt worden."

„Ihr seid deportirt?"

„Ja, was man so nennt. Ich hatte Schulden gemacht und sonstige Dummheiten angestellt; da wollte meine Familie den Thunichtgut los sein; man steckte mir eine Anzahl Thaler in die Tasche und schickte mich nach Australien."



Eine mildthätige Hand. (S. 403)

„Aber das ist ja gar keine eigentliche gesetzliche Deportation."

„Nein, so eine Art Familienjustiz."

„Wohl denn, seht mich an. Ich bin wirklich deportirt worden."

„Was hattet Ihr denn angestellt? Und wie konntet Ihr, ein Deutscher, dem englischen Gesetz verfallen?"

„Das kam so! Ich diente als Matrose auf einem englischen Schiffe. Der Steuermann war ein Leuteschinder, was die Mannschaft schließlich in Wuth brachte. Es wurde eine Meuterei angestiftet" — der Alte hustete mehrmals, als ob ihn etwas würge — „und — na und dabei kam der Steuermann um's Leben. Nachher wurde dies Alles vor Gericht verhandelt und Deportation war die Folge."

„Jetzt seid Ihr doch ein freier Mann?"

„Ja, nach zehn Jahren wurde ich freigelassen."

„Und seit zwanzig Jahren lebt Ihr hier in der Einsamkeit?"

„So ungefähr."

„Das ist eine lange Zeit. Ihr müßt eine gute Portion Geduld besitzen."

„Dies stille Leben gefällt mir. Und dann habe ich eine gute Herrschaft."

„Hm, ich hörte das Gegentheil."

„Wer sagte das?"

„Ein gewisser Harris, der da behauptete, er wäre vormals als Schäfer auf der deutschen Station am Bogan beschäftigt gewesen."

„Harris? — Richtig, ich entsinne mich des Mannes — ein großer Bursche mit schwarzem Barte —"

„Stimmt."

„Ein nichtsnutziger Gesell!"

„Da mögt Ihr Recht haben!"

„Vor fünf bis sechs Jahren war er hier bei uns, wurde aber wegen Betrügereien und schlechter Streiche weggejagt."

„Das sagte er selbst."

„Ihr kennt ihn?"

„Nur von Ansehen, ich traf ihn neulich im Busch-Hotel und hörte da zufällig eine Unterredung, die er mit anderen pflog."

„Wo ist das Busch-Hotel? Ich bin seit Jahren nicht von hier weggekommen."

„Das Busch-Hotel ist auf dem Wege von Bangaru nach dem Golddistrikt im Norden. Es ist eine jämmerliche Bretterbude."

„Was sagte also Harris über meine Herrschaft?"

„Er sagte, Gerhard Owens wäre ein grober Patron, der einmal gehörig geschröpft werden müßte."

„Der alte Owens war ein herzensguter Mann und nur grob gegen solche Taugenichtse, welche es verdienten. Uebrigens ist die Station jetzt in anderen Händen."

„Hat Owens die Besitzung verkauft?"

„Der alte Owens ist todt. Zwei Neffen von ihm haben den Besitz geerbt, wackere Männer, die mit ihren jungen Frauen vor zwei Jahren aus Deutschland herüber kamen, da der alte Onkel, der sich schwächlich fühlte,

*) Eine Art Mehlkuchen.

ihnen geschrieben hatte, sie sollten ohne Verzug zu ihm eilen, wenn ihnen an der Erbschaft gelegen sei. Und in der That, sie säumten nicht, sondern kamen so rasch als möglich, denn eine solche reiche Erbschaft ist gewiß nicht zu verachten."

„Wie heißen die neuen Besitzer?"

„Es sind die Brüder Hugo und Ernst Hoffmann."



Saumpferd an der Benediktenwand (Oberbayern). [S. 403]

„Nun, so will ich diese vortrefflichen Landsleute besuchen."

„Ihr wollt nach der Station?"

„Das ist meine Absicht."

„Hm, heute, gerade am Weihnachtsabend, ist das doch ein wenig zudringlich, wie mir scheint. Bleibt lieber bei mir in meiner Hütte."

„Pah, ich bringe eine wichtige Nachricht als Geschenk, von der vielleicht Leben, Gesundheit, Vermögen abhängt."

„Ich verstehe nicht, was Ihr meint."

„Haben die Stationsbesitzer nicht gerade zu dieser Zeit viel Geld im Hause?“

„Ja freilich, weil jetzt viel gebraucht wird, besonders zu Neujahr, wenn die bedeutenden Löhne ausbezahlt werden sollen.“

„Außerdem haben sie werthvolle Pferde, auch Waffen, Munition und sonstige Vorräthe?“

„Es ist Alles in Fülle vorhanden.“

„Das sagte Harris. Nun wohl denn, das Gespräch dieses Schurken mit anderen Gaunern, welches ich im Busch-Hotel zu belauschen Gelegenheit fand, hatte zum Inhalt den Plan, zwischen Weihnachten und Neujahr die deutsche Station am Bogan zu überfallen.“

„Ha, dem Halunken Harris sieht solche Schurkerei schon ähnlich!“

„Ihr seht also ein, daß es von Wichtigkeit ist, wenn ich die Leute auf der Station warne.“

„Da thut Ihr wahrhaftig ein gutes Werk, Freund. Ja, dann haltet Euch hier nicht länger auf, sondern eilet! Die Hoffmanns werden Euch gewiß reichlich belohnen.“

„Wie weit ist's noch nach der Station?“

„Ihr müßt eine gute Stunde gehen.“

„Am Flußufer entlang?“

„Nein, der Bogan macht an dieser Stelle eine Krümmung, deshalb ist der nächste Weg dort hinaus, nach jener fernen Baumgruppe auf dem Hügel, von welchem aus Ihr die Stationsgebäude sehen könnt.“

„Schön! Ich werde wohl kaum vor Dunkelwerden das Ziel erreichen.“

„Ihr werdet vermuthlich gerade ankommen, wenn der große Tannenbaum angezündet wird nach alter deutscher Sitte. Das wird für Euch ein recht lieblicher Anblick sein.“

„Ohne Zweifel! Ich freue mich auch schon darauf. Lebt wohl, alter Freund!“

„Auf Wiedersehen Landsmann!“

Der Fremde verließ die Hütte und schritt durch die grasende Heerde feinwolliger Schafe über die Savanne der fernen Baumgruppe auf dem Hügel zu. Die Sonne neigte sich bereits zum Untergange.

2.

Nach kurzem Marsche stand der wandernde Goldgräber auf dem Hügel unter der Gruppe von Bunyafichten, die ihm der alte Schäfer gezeigt, und sah nun die deutsche Station unten im Thal vor sich liegen, umflossen vom glühenden Abendroth.

Es war ein langgestrecktes einstöckiges Hauptgebäude, daneben Stallungen, Speicher und Schafpferche. Auf der anderen Seite ein großer Obstgarten, sowie eingezäunte Aecker, dahinter der schlammige trübe Boganfluß, dessen Wasserstand sehr niedrig war, wie stets im Sommer.

Karl schritt auf das Gehöft zu. Das Abendroth verschwand allmälig vom Himmel, es wurde dunkel, die Sterne begannen bereits zu flimmern, als er die Station erreichte.

Plötzlich wurden die vier Frontfenster zur Linken der Hausthüre erhellt durch den Glanz von vielen Lichtern und Lichtchen. Der Weihnachtsbaum war angezündet worden. Man hörte das helle Jubelgeschrei einiger Kinder, die vermuthlich eben in die festlich geschmückte Stube gelassen wurden zur Weihnachtsbescheerung, zum lichterstrahlenden Tannenbaum.

Da wurde es dem vereinsamten Goldgräber ganz wunderlich um's Herz und er gedachte seiner eigenen Kinderzeit. Er klopfte an, beinahe schüchtern.

„Halloh!“ rief ein Mann, die Thüre öffnend und ein vergnügtes Gesicht zeigend — er war wohl auch beschenkt und angenehm überrascht worden. „Wer begehrt Einlaß?“

„Ein wandernder Goldgräber.“

„Ein Deutscher, wie ich höre.“

„Ja, lieber Mann.“

„Was wünscht Ihr? Ein Obdach für die Nacht und einen Imbiß, vielleicht ein Stück Weihnachtskuchen? Nun, das kann geschehen. Wendet Euch nach dem Nebengebäude rechts, dem großen Speicher, wo für die Taglöhner und Schafscheerer eine Festmahlzeit bereitet wird.“

„Ich wünsche die Eigenthümer der Station zu sprechen.“

„Sucht Ihr Arbeit auf der Station, oder begehrt Ihr Unterstützung?“

„Keines von beiden.“

„Was wollt Ihr denn?“

„Den Eigenthümern eine wichtige Mittheilung machen.“

„Freund, die Zeit ist schlecht gewählt. Beide Herren feiern mit ihren Familien das frohe Weihnachtsfest. Ist es denn wirklich so wichtig?“

„Wenn es nicht sehr wichtig wäre für die Eigenthümer, was ich mitzutheilen habe, so hätte ich sicherlich keinen Umweg von drei Tagemärschen gemacht, um die Nachricht hierher zu bringen.“

„Nun, so wartet hier auf dem Flur und setzt Euch einstweilen. Ich will die Herren benachrichtigen.“

Der Mann ging in's hellerleuchtete große Zimmer, ließ die Thüre angelehnt und kam nach einer kleinen Weile zurück mit einem stattlichen Herrn, der ziemlich zerstreut und hastig sagte: „Ihr seid ein deutscher Goldgräber, der mich zu sprechen wünscht? Was wollt Ihr?“

„Ihr seid einer der Eigenthümer der Station?“

„Ja, ich bin Ernst Hoffmann.“

„Wohl, so hört! Vor fünf oder sechs Jahren war ein Schäfer Namens Harris auf dieser Station in Diensten.“

„Möglich; das war noch bei Lebzeiten meines Onkels, lange bevor ich hierher kam; ich kenne den Mann nicht.“

„Er ist ein gefährlicher Bursche.“

„Mag sein! Doch was geht das mich an? Ich bitte Euch, macht's kurz! Ich habe Anderes zu thun.“

„Nach Eurem Gefallen, Herr! Harris organisirt jetzt eine Buschkleppervande und hat zehn verzweifelte Bursche bei sich, meistens entlaufene Sträflinge, die zu allen Missethaten fähig sind. Es fehlen ihm nur noch schnelle Pferde und gute Waffen, die er braucht, um die Goldeskorten zu überfallen, wie es seine Absicht ist; da hat er denn den Plan ausgeheckt, zwischen Weihnachten und Neujahr Eure Station, die deutsche Station am Bogan, wie er sagte, zu überfallen und zu plündern.“

Der Farmer wurde nun freilich sehr aufmerksam.

„Was Ihr da sagt, Freund, ist gewiß interessant, aber ist es auch wahr?“

„Ich gebe Euch mein Ehrenwort!“

„Hm! Was begehrt Ihr für Euren Dienst?“

„Gar nichts! Ich hielt es einfach für meine Pflicht, Euch zu benachrichtigen.“

„Kaum denkbar erscheint es doch, daß elf Strolche es wagen werden, eine Station anzugreifen, wo ebenso viele wehrhafte Männer zur Vertheidigung vorhanden sind.“

„Gewiß ist es ein kühnes Unternehmen, aber die Buschklepper hoffen, zur Nachtzeit, wenn Alles im tiefen Schlafe liegt, die Station zu überrumpeln.“

„Woher habt Ihr Kenntniß von dem Plan?“

„Ich war im Busch-Hotel eingekehrt, auf dem Wege von Bangaru nach dem Billabonggebirge; da hatte ich zufällig Gelegenheit, das Gespräch der Schelme heimlich zu belauschen.“

„Nun, wir werden wachsam sein.“

„Dazu habt Ihr alle Ursache. Wollt Ihr nicht lieber die Buschpolizei in Kenntniß setzen.“

„Das würde zu lange dauern; auch können wir uns selbst wohl schützen; wir fürchten uns nicht.“

„Ihr glaubt mir nun?“

„Ja, ich glaube Euch. Bleibt vorläufig auf der Station, die Festtage wenigstens, wenn es Euch so gefällt. Habt Ihr irgend einen Wunsch?“

„Meiner Treu, ja! Ich habe so lange im Busch gelebt, unter rauhen Goldgräbern, daß mein Gemüth beinahe dabei verwilderte. Wie ich nun vorhin durch die hellen Fenster den Lichterglanz des Tannenbaumes sah, das Jubelgeschrei fröhlicher kleiner Kinder hörte, da wurde mir ganz wundersam um's Herz. Ich dachte an meine glückliche Kinderzeit in Deutschland zurück, die so weit, ach, so weit hinter mir liegt. Bitte, laßt mich einen Augenblick hinein, die Weihnachtsfeier anzusehen! Dann schickt mich zu Euren Leuten!“

„Warum nicht, Landsmann? Euer Wunsch sei gerne gewährt! Tretet ein!“

Ernst Hoffmann öffnete die Thüre zum Festgemach. Der Goldgräber nahm seinen Schlapphut ab und trat ein, blieb aber auf der Schwelle stehen. Er sah einen zweiten Herrn, dem Anderen ähnlich, jedenfalls Hugo Hoffmann, dann eine alte Dame, drei junge Damen und fünf jubelnde Kinder im Alter von drei bis sieben Jahren.

Er verneigte sich etwas verlegen und stammelte: „Wünsche allerseits ein fröhliches Weihnachtsfest!“

„Danke, Fremder!“ erscholl die Antwort. „Gleichfalls!“

Da sah er nun dicht vor sich den großen lichterstrahlenden Tannenbaum, gedeckte Tische und die ganze Weihnachtsbescheerung. Die Kinder schwelgten in Spielsachen. Der älteste siebenjährige Knabe ritt auf einem Schaukelpferd. Dazwischen waren die drei jungen Damen geschäftig, zwei davon, die Frauen der Brüder Hoffmann, die Dritte anscheinend Gesellschafterin oder Gouvernante der Kinder.

Was die alte schwarzgekleidete Dame anbelangt, so schien sie kränklich zu sein; sie saß ganz still auf einem bequemen Lehnstuhl und ihre Augen waren durch einen grünen Schirm vor dem Lichtschein geschützt.

„Wer ist der Fremde hier?“ fragte Hugo Hoffmann.

„Ein wandernder Goldgräber, der uns eine wichtige Mittheilung bringt. Ich spreche nachher noch mit Dir darüber. Es ist ein Landsmann.“

„Ein Deutscher!“ fragte die alte Dame. „Ein deutscher Goldgräber?“

„Ja, liebe Schwiegermama!“

„So will ich auch ihn befragen, wie ich schon so Viele befragte.“

„Tretet näher!“ sagte Ernst. „Meine Schwiegermutter wünscht eine Frage an Euch zu richten; thut ihr den Gefallen und antwortet ihr; ich bitte Euch!“

Der Goldgräber trat befangen näher; sein Herz war seltsam beklommen.

„Sagt!“ sprach die alte Dame, „Ihr seid wahrscheinlich weit im Lande umhergekommen?“

„Ja, Frau. Im Verlaufe vieler Jahre habe ich wenigstens vierzig Minenplätze besucht.“

„Ihr seid wohl auch vielfach mit anderen Deutschen in der Einöde zusammengetroffen?“

„Ja, gewiß!“

„Habt Ihr jemals von einem Deutschen, Namens Karl Herbig, etwas gehört oder ihn gar selbst gesehen?“

Der Goldgräber schwieg; er athmete schwer und mühsam.

„Besinnt Euch! Mir liegt sehr viel daran!“

„Ja, ich kenne ihn.“

Die alte Dame erbebte sichtlich.

„Ihr kennt ihn?“

„Er war verstoßen von seiner Familie und begrub sich und seine Qual in der australischen Wüste."

„Sein Vater war zu hart gegen ihn und verstieß ihn; aber seine Mutter hat jahrelang um ihn geweint; und sie ist ihm gefolgt in die australische Einöde — hierher! Und sie hat überall gefragt und geforscht — Keiner konnte bisher Auskunft geben — doch nun kommt Ihr und sagt, Ihr kennt ihn . . ."

„Ja! ich kenne ihn."

„Lebt er?"

„Er lebt."

„Wo ist er?"

„Zu Deinen Füßen, Mutter!" rief der wandernde Goldgräber schluchzend. Und er kniete vor der alten Dame nieder und küßte ihre Hände. „Ich bin Karl Herbig, ich bin Dein Sohn!"

„O, mein armes Kind, habe ich Dich wiedergefunden! Ja, Du bist Karl! Dies ist Deine Stimme. Komm näher! Meine Augen sind so schwach — ach, ich habe so viel geweint. Doch jetzt erkenne ich Dein liebes Antlitz! Gott sei gelobt für so viel Gnade!"

Die Zeugen dieser rührenden Scene waren tief ergriffen. Kein Auge blieb thränenleer.

„Mutter, verzeihe mir, daß ich Dir so viel Kummer gemacht habe."

„Ach, mein armes Kind, ich habe Dir längst verziehen. Dein Vater war zu hart gegen Dich."

„Lebt er noch?"

„Nein, er ist gestorben."

„Möge die Erde ihm leicht sein!"

„Warum hast Du nie geschrieben?"

„Ich habe einmal an Dich geschrieben, empfing aber keine Antwort."

„Dein Brief muß auf der See verloren gegangen sein, denn ich habe keinen erhalten. Gott weiß es, wie sehnsüchtig ich immer auf ein Lebenszeichen von Dir wartete!"

„Ich glaubte, Du wärest todt, Mutter, und so kümmerte ich mich nicht mehr um das, was vorgegangen war — mein Gemüth war verbittert und menschenfeindlich geworden. In den Goldgruben wollte ich mein Glück machen und als reicher Mann zurückkehren nach Deutschland, dem Vater zum Trotz; doch das wollte mir nicht gelingen; es war kein Segen dabei; ich bin arm geblieben. Doch, Mutter, sage, wie kommst Du hierher, in die australische Einöde?"

„Luise!" rief die alte Dame.

Eine von den jungen Frauen näherte sich schluchzend.

„Sieh hier Deine Schwester Luise, die Du verlassen hast, als sie ein kleines Mädchen war."

„Mein lieber Karl!"

„Meine Schwester!"

„Siehe, Karl!" sprach die alte Dame. „Alles hat sich so wunderbar gefügt! Deine Schwester vermählte sich mit einem Förster in der Nähe unserer Heimathstadt —"

„Mit Herrn Ernst Hoffmann?"

„Ja, Ernst ist Dein Schwager. Er und sein Bruder Hugo, welcher Pächter eines Domänengutes war, erbten von ihrem Onkel Gerhard Owens diese werthvolle Besitzung in Australien, und sie beschlossen, hierher zu ziehen. Und ich reiste mit, obgleich mir vor der weiten Seereise graute, um bei Luise zu bleiben. Und ich hoffte auch eine Spur von Dir zu finden, dem Verlorenen, dem Beweinten, oder wenn nicht, so sollte doch mein Grab in derselben Erde sein, wo Du ruhtest!"

„O, meine theure Mutter!"

„Aber Du lebst; Ich habe Dich wieder. So hat es die Vorsehung gewollt. O, welch' ein seliger Weinachtsabend, mein Sohn!"

Ja, wahrlich! Das war ein glücklicher, ein köstlicher Weihnachtsabend auf der einsamen Station am Boganflusse!

— — — — — — — — —

Karl Herbig blieb auf der Station und gab das abenteuerliche Goldgräberleben auf, wie seine Mutter es wünschte. Gab es ja genug zu thun für ihn auf der weitläufigen Besitzung.

Jede Nacht wurde sorglich Wache gehalten, und in der That erfolgte der Angriff der Buschklepperbande in der Nacht vor Sylvester.

Die Schurken wurden empfangen, wie sie es verdienten, Harris und etliche andere erschossen, der Rest der Bande gefangen und nachher der Buschpolizei überliefert.

Seitdem lebten die Leute auf der Station am Bogan im Frieden und im behaglichsten Wohlstand. Karl Herbig vermählte sich später mit Emilie Schalk, der Gouvernante, einer sehr anmuthigen jungen Dame aus Hannover. Seine Mutter lebte noch viele Jahre und erfreute sich des Glückes ihrer Kinder im australischen Busch.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Seltsame Schicksale. — Als infolge der französischen Revolution der große Negeraufstand auf San Domingo ausbrach, die Pflanzer dort von den freiheitsdurstigen Negern ermordet oder verjagt, die Plantagen verwüstet und die Herrenhäuser verbrannt wurden, da verbreitete sich die Nachricht von diesen Umwälzungen sehr rasch auf den benachbarten Inseln Westindiens und an den Küsten des amerikanischen Festlandes. Ueberall suchten die Sklaven der Gewalt ihrer tyrannischen Gebieter zu entwischen und nach San Domingo zu gelangen, um am Freiheitskampfe ihrer schwarzen Brüder Theil zu nehmen. Zu diesen Flüchtlingen gehörte auch Heinrich Christophe, Sklave eines Kaffee- und Zuckerrohrpflanzers in der Nähe von Kingston auf Jamaika, angeblich 1767 an der Ostküste von Afrika geboren und in noch jungen Jahren geraubt und an englische Sklavenhändler verkauft, die ihn dann nach Westindien schafften und verschacherten. Von glühendem Freiheitsdrange getrieben, verbündete dieser intelligente und muthige Schwarze sich mit einem anderen Sklaven, einem Mulatten, und sie flüchteten in einer dunklen Nacht, indem sie sich eines Bootes bemächtigten und damit nach San Domingo übersetzten. Hier trennten sich nach einiger Zeit ihre Wege und Schicksale vorläufig. Der Mulatte nahm Dienste auf einem Schiffe und kam später nach Hamburg, wo es ihm so gut gefiel, daß er dort zu bleiben beschloß, nachdem er eine ihm zusagende Beschäftigung gefunden als Kellner in einem Kaffeehause, in welcher Eigenschaft er eine Reihe von Jahren die Stammgäste desselben bediente und sich bei ihnen durch seine Munterkeit und Anstelligkeit sehr beliebt machte.

Unterdessen machte sein schwarzer Freund Heinrich Christophe eine ganz andere und viel glanzvollere Carrière. Er zeichnete sich auf San Domingo in den blutigen Kämpfen durch Tapferkeit und Geschicklichkeit so aus, daß er rasch von Stufe zu Stufe stieg, bis Toussaint l'Ouverture ihn zum Brigadegeneral ernannte. Als dieser 1804 von dem französischen General Leclerc besiegt, gefangen genommen und nach Frankreich gebracht worden war, wo er später im Kerker starb, gelangte zunächst der wilde Dessalines zur Oberherrschaft, der sich als Jakob I. zum Kaiser von San Domingo ausrufen ließ, zwei Jahre später aber — 1806 — ermordet wurde. Darauf bildeten sich auf San Domingo zwei Republiken, nämlich ein Mulattenstaat (San Domingo) und ein Negerstaat (Hayti); Präsident des letzteren wurde General Heinrich Christophe, der sich 1811 als Heinrich I. die Königskrone auf den schwarzen Wollkopf setzte.

Prachtliebend und verschwenderisch, richtete er sich einen glanzvollen Hofstaat ein, und die Nachricht von seiner Erhebung und seinem Glanze gelangte bald nach Europa und auch nach Hamburg in das Kaffeehaus, wo sein ehemaliger Freund und Fluchtgenosse die Gäste bediente mit der Serviette über dem Arm. Dieser machte natürlich kein Hehl aus seiner vertrauten Bekanntschaft mit dem König von Hayti, wodurch er nicht geringes Aufsehen erregte, und die biederen Stammgäste riethen ihm wohlmeinend, er solle nun doch sein Glück bei dem schwarzen Potentaten versuchen.

Dazu hatte der Mulatte denn auch die größte Lust, aber leider fehlte es ihm an genügenden Geldmitteln, um die Kosten der Reise zu bestreiten. Doch dieser Verlegenheit wurde bald abgeholfen. Ein gutmüthiger Seifensieder erbot sich, ihm eine Summe vorzustrecken, unter der Bedingung, daß er ihm später dafür einige Säcke Kaffeebohnen von der besten Sorte schicken solle, worauf der Mulatte gerne einging.

So schiffte er sich denn auf einem Hamburger Fahrzeug nach Westindien ein und gelangte glücklich nach Hayti, wo König Heinrich I. den Jugendfreund mit herzlichster Freude willkommen hieß. Der ehemalige Hamburger Kellner wurde in den Adelstand erhoben als Graf v. Limonade — man könnte fast glauben, daß dieser sonderbare Name eine witzige Anspielung auf seinen vormaligen Kellnerstand enthalten solle, allein dies ist nicht der Fall, er wurde so genannt nach einer „Grafschaft" am haytischen Flüßchen Limonade, welche Heinrich I. ihm großmüthigst mit dem Titel verlieh — und einige Monate später, nachdem sich gezeigt, daß er während seines Aufenthaltes in Hamburg gute Kenntnisse von europäischen Staatsangelegenheiten sich erworben durch Zeitungslektüre und Gespräche mit Bierbankpolitikern, wurde er zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt.

In seinem Glücke vergaß er aber die Verpflichtung, welche er zu erfüllen hatte, keineswegs Er schickte seinem Wohlthäter, dem Hamburger Seifensieder, ein huldvolles Dank- und Anerkennungsschreiben Seiner schwarzen Majestät und — was noch viel angenehmer — anstatt der vereinbarten paar Säcke eine ganze Schiffsladung Kaffee, wodurch der ehrliche Hanseat plötzlich zu großem Wohlstand gelangte.

Der Graf v. Limonade war übrigens ein tüchtiger Minister, wirkte viel Gutes und blieb im Amte bis zum Tode seines königlichen Freundes, der sich am 8. Oktober 1820 eine Kugel durch den Kopf jagte, weil eine Militärverschwörung ausgebrochen war, die er nicht niederzuwerfen vermochte. [F. L.]

Der Sinn für das Geheimnißvolle bei den Thieren. — Darwin berichtet von einem großen Hunde, der einen vom Winde über eine Wiese gewehten und dadurch belebt scheinenden Sonnenschirm anbellte. Dr. Romanes sah sich daraufhin veranlaßt, mit seinem Hunde, der ein ungemein gescheidtes Thier war, Versuche anzustellen. Er wußte, daß dieser Hund gleich vielen anderen gern mit Knochen zu spielen pflegte, indem er sie in die Höhe schleuderte oder sie eine Strecke weit von sich warf und ihnen dadurch den Anschein einer Belebung verlieh, wobei er sich das eingebildete Vergnügen verschaffte, sie gehörig abzuwürgen. Eines Tages nun reichte er ihm einen Knochen, an den er einen langen, dünnen Faden befestigt hatte. Nachdem der Hund den Knochen eine Weile in die Höhe geschleudert hatte, zog Romanes ihn mittelst des langen, für den Hund unsichtbaren Fadens langsam fort. Sofort wechselte der Hund sein ganzes Benehmen. Der Knochen, mit dem er früher nur so gethan hatte, als ob er ihn für belebt hielt, wurde es nun wirklich in seinen Augen, und sein Erstaunen darüber kannte keine Grenzen. Er näherte sich ihm zunächst mit großer Vorsicht, als aber die langsame Rückwärtsbewegung nicht nachließ, und es ganz sicher für ihn wurde, daß die Bewegung nicht mehr auf Rechnung der Kraft gesetzt werden konnte, die von ihm selbst ausgegangen war, verwandelte sich sein Erstaunen in Entsetzen, und er lief fort, um sich unter einem Möbel zu verbergen und dem so unbegreiflichen Schauspiel eines lebendig gewordenen Knochens aus der Ferne zuzusehen.

Diesem Versuche gegenüber bleibt kein Zweifel, daß das Betragen des Hundes aus einem Sinne für das Geheimnißvolle entsprang, zumal er nach der Versicherung seines Besitzers von einer hervorragend streitsüchtigen Natur und stets bereit war, mit einem Thiere von jeder beliebigen Größe und Wildheit sofort den Kampf aufzunehmen. Allein die Anzeichen von Willkür in einem ihm so wohlbekannten unbelebten Gegenstande erfüllten ihn mit Gefühlen des Entsetzens, die ihn seiner Energie und seines sonstigen Muthes gänzlich beraubten.

Es ist weit und breit bekannt, daß ein sonst ganz intelligenter und wackerer Hund sofort die Flucht ergreift, wenn man niederhockt, den Hutrand oder Mützenschirm zwischen die Zähne nimmt und auf allen Vieren ihm entgegenläuft. Wer das Experiment noch nicht gesehen oder selbst versucht hat, mag darüber lächeln; die Thatsache läßt sich jedoch durchaus nicht wegdisputiren. Welche Vorstellung sich der

Hund von einem so umgewandelten Menschen wohl machen mag, können wir nicht ahnen; sicher ist aber, daß er darin etwas Geheimnißvolles erblickt, das ihn erschreckt und in die Flucht treibt. Doch diese plötzliche Umänderung in der Seelenstimmung des Hundes geht noch weiter.

Einer meiner Bekannten besaß einen großen Hofhund, der mich eines Tages, als ich an ihm vorbeikam, während er gerade fraß, wüthend anfiel. Ich blieb stehen, hockte nieder und schnitt unter fortwährendem Augenverdrehen mit dem Gesicht die schrecklichsten Grimassen. Der Hund zeigte sich sofort verblüfft, klemmte den Schwanz zwischen die Beine und verkroch sich ängstlich in seine Hütte. Ich hatte ihm Furcht erregt, wie man einem kleinen Kinde dieselbe Furcht einjagen kann, wenn man sich plötzlich eine garstige Maske vor das Gesicht hält.

Eine ähnliche Beobachtung machte Romanes an seinem klugen Hunde. „Als ich mich einst" — so erzählt dieser Forscher — „in einem Zimmer allein mit ihm befand, versuchte ich, welche Wirkung wohl eine Reihe häßlicher Grimassen auf ihn machen würde. Anfangs dachte er, ich mache blos Spaß. Als ich aber fortdauernd sein Schmeicheln und Winseln außer Acht ließ und fortfuhr, das Gesicht auf die unnatürlichste Weise zu verzerren, wurde er ängstlich, schlich sich unter die Möbel und zitterte wie ein erschrecktes Kind. Er blieb in dieser Lage, bis ein anderes Glied der Familie in's Zimmer trat, worauf er aus seinem Versteck hervorkam und eine große Freude bezeigte, als er mich wieder bei richtigem Verstande erblickte."

Romanes machte noch einen anderen hübschen Versuch, um das Gefühl des Geheimnißvollen an seinem Hunde zu erproben. Eines Tages ließ er nämlich denselben in ein mit einem Teppich belegtes Zimmer, wo er eine Seifenblase aufblies und diese dann mittelst eines geeigneten Luftzugs über den weichen Boden gleiten ließ. Der Hund zeigte sich sofort lebhaft dafür interessirt, schien sich jedoch nicht darüber entscheiden zu können, ob das sich fortbewegende Ding lebend sei oder nicht. Anfangs war er sehr vorsichtig und folgte ihm nur in einer gewissen Entfernung, als er aber ermuthigt wurde, näherte er sich mit gespitzten Ohren und eingekniffenem Schweif, anscheinend mit großem Mißtrauen, und retirirte sofort, wenn es sich wieder zu bewegen begann. Nach einiger Zeit faßte er mehr Muth, und während die Neugierde bei ihm über das Gefühl für das Geheimnißvolle die Oberhand erhielt, wurde er schließlich so kühn, sich vorsichtig einer Seifenblase zu nähern und sie mit seiner Pfote zu berühren. Die Blase barst natürlich auseinander und der Hund stand voller Entsetzen da. Nach langem Zureden erst ließ er sich bewegen, zum zweiten Mal nach einer Blase zu fassen; als er jedoch denselben Erfolg wahrnahm, blieb alle Mühe vergebens, ihn zur Wiederholung des Versuchs zu veranlassen; er lief vielmehr entsetzt zum Zimmer hinaus und kein Schmeicheln vermochte ihn dahin zurückzubringen.

Dieses interessante Kapitel, das uns einen neuen Blick in das thierische Seelenleben gestattet, kann hier nicht erschöpfend behandelt werden. Wir erkennen aber schon aus dem Wenigen, daß fast überall in der höher organisirten Thierwelt ein Gefühl für das Geheimnißvolle vorhanden ist, und daß wir diesen auch dem Menschen angeborenen Sinn bei denjenigen Thieren am meisten ausgeprägt finden, die eine höher entwickelte Intelligenz und ein besonderes reizbares Nervensystem besitzen. Unter unseren Hausthieren sind es namentlich der feinere Hund und das edle Pferd, bei denen wir dieses Gefühl am besten studiren können. [L. Haschert.]

Humoristisches.



Ein aufmerksamer Werber.

Infolge einer Heirathsofferte trifft ein Herr mit einer Dame zum ersten Male zusammen.

„Mein Fräulein," sagt er halb verlegen, ehe er den Hut abnimmt, „da ich nicht wissen konnte, ob Sie braune oder blonde Haare lieber haben, bin ich heute noch mit einer — Glatze gekommen!"



Passende Gabe.

Chef (am Weihnachtstage zum Laufburschen): Johann, hier haben Sie auch ein kleines Christgeschenk! Ich würde Ihnen ein ganzes Kistchen gekauft haben, da ich aber weiß, daß Sie doch nicht rauchen, werden Ihnen die fünfundzwanzig Stück hier auch genügen!

Eine unbequeme Frage. — Dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen von Sachsen gab der Graf v. Rasberg den Rath, er möge sich doch der Stadt Erfurt bemächtigen, es würde ihn höchstens fünf Mann kosten.

„Willst Du einer von den Fünfen sein?" fragte der Kurfürst. [H. Z.]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 52.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 50:
In dem Wörterbuch der Liebe ist das Wort „Wiedersehn" das schönste

---

Silben-Räthsel.

a, al, bach, bee, erd, gau, ge, hay, jor, ma, me, ner, pas, ra, rat, re, re, roß, spect, thur, to, ti, ul.

Aus den vorstehenden Silben sind neun Wörter zu bilden, welche bezeichnen: 1) eine höhere militärische Charge, 2) einen Baum, 3) einen Schweizer Kanton, 4) eine Waldfrucht, 5) einen berühmten Schlachtort, 6) einen fremden Ausdruck für Achtung, 7) einen Berg im Kaukasus, 8) einen Edelstein, 9) eine der großen Antilleninseln. — Sind alle Wörter richtig gefunden, so ergeben ihre Anfangsbuchstaben, von oben nach unten, und die Endbuchstaben, von unten nach oben gelesen, ein bekanntes Sprichwort.

Auflösung folgt in Nr. 52.

Logogriph.

Mit B bin ich ein kleiner Fluß,
Den man im Harze suchen muß.
Mit M bin ich so hoch gestellt,
Daß ich beherrsch' die ganze Welt.

Auflösung folgt in Nr. 52. [Adolf Nagel.]

Auflösung des Räthsels in Nr. 50:
Buch.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der „Union" Deutsche Verlagsgesellschaft (früher Hermann Schönleins Nachfolger) in Stuttgart.